

Rede Bergen 2

Sehr geehrte Damen und Herren,

ein Jahr war vergangen, und jemand war älter geworden, und nicht nur jemand, sondern alles. Die ganze Welt war wohl ein Jahr älter inzwischen. Das war ganz gewöhnlich, normal – und als bewusste Wahrnehmung dann doch ziemlich ungewöhnlich. Dass das Jahr nämlich so genau abgezirkelt dalag, von damals bis genau jetzt, das war das Ungewöhnliche: Ende August bis Ende August, wie früher die Schul- oder Studienjahre, und dazu auch noch verräumlicht, materialisiert in einem Ort, sogar in einem bestimmten Haus, an dessen Fassade der eigene Name unter vielen anderen Namen auf einem Schild drangeschraubt stand. Ich, Zeit, Ort – diese Indizes fielen hier ganz augenfällig und fast symbolisch in eins. Das Haus stand für das Jahr, welches wir in ihm verbracht hatten, und so bot sich an, kurz über die Zeit nachzudenken.

Es ging dabei nicht um eine dichterische Definition der Zeit oder um philosophische Reflexionen. Kant und Augustinus oder Bergson blieben mitsamt ihren Zeitbetrachtungen einfach im Regal; auch mussten keine hochtrabenden Metaphern aufgescheucht werden. Es war etwas ganz Banales, tausendmal Gesagtes und Gedachtes, das beim Abschied sich zeigte, und doch kam es in diesem Jahr, in diesem Haus, am Ende des Jahrs, mit besonderer Evidenz zu Bewusstsein: Es war die relative Kürze der Zeit.

Es ist Zeit, wenn ich hier stehe, zu Ihnen spreche und mich kurzfassen möchte – auch wenn es mir jetzt schon wie eine kleine Ewigkeit vorkommt. Es ist Zeit, wenn ich mit mir nahen oder auch weniger nahen Menschen einen Abend verbrachte, etwa in der „Alten Post“ bei der Wirtin Dragi, und mich um zwei Uhr nachts fragte, wie die letzten fünf Stunden denn schon wieder so schnell vorübergegangen sein konnten. Es ist Zeit, wenn ich als Raucher und überhaupt ungeduldiger Mensch in der Bahn saß und schmachete, und zwar auf die unromantischste Weise. Es ist Zeit, wenn ich durch die Streuobstwiesen ging, Schritt für Schritt, und dachte, hier ist die Zeit ganz bei sich. Es ist Zeit, wenn ich mich an meinen Umzug nach Berlin vor über zwanzig Jahren erinnere, so viele Details, die ich vor dem inneren Auge habe, dass es auch vor einem Jahr hätte gewesen sein können. Es ist Zeit, die rückblickend zusammenschießt und stroboskopisch flimmert, der Prozess des Erinnerns selbst ist

Zeit, und es ist natürlich Zeit, wie eine einzige Stunde sich manchmal zieht und zieht und einfach nicht vergehen will.

Die Zeit ist relativ, sie dehnt und staucht, beschleunigt und streckt sich je nach Aufmerksamkeit und Ereignisfülle oder -armut. Aber sie ist nochmal auf andere Weise relativ, und das wurde mir in diesem Jahr besonders bewusst: Sie verändert sich und wird berührbarer und verständlicher, je länger man sie durchmisst.

So auch im Haus. Auf irgendeine Weise hatte dieses Haus die Zeit, seitdem es bestand, und die Leben, die in ihm verweilt hatten, gespeichert. Vielleicht gab das Haus ein wenig von dieser Zeit und diesen Leben an seine Bewohnerinnen und Bewohner ab, eine Vorstellung, die aus einem milderem Stephen-King-Roman stammen könnte. Und vielleicht hatte ich deshalb den Eindruck, wenn ich Materialbände über den Stadtschreiberpreis durchblättert und mir die Vorher-Nachher-Bilder ansah, dass so manche Bewohner des Stadtschreiberhauses doch ziemlich gealtert schienen nach dem einen Jahr. Die Zeit verrichtete auch hier ihre Arbeit. Meine Blicke in den Spiegel wurden skeptisch.

Als ich mein Abitur machte, war mir die Geschichte, die ich in Form eines Leistungskurses lernte, genau das: Lernstoff. Die Epochen, die dort behandelt wurden, schienen weit weg zu sein und wirklich erstarrt zu einer unzugänglichen Vergangenheit. Dass mein eigener Großvater bei der Wehrmacht gewesen war und sich, wie so viele, darüber ausschwig, konkretisierte mir nichts. Wie man überhaupt siebenundsechzig Jahre alt sein konnte, verstand ich damals erst recht nicht.

Mit Mitte dreißig wurde mir erstmals bewusst, dass ich selbst nun schon länger auf der Welt war, als die Zeitspanne betrug, die zwischen dem Zweiten Weltkrieg und meiner Geburt gelegen hatte. Dreißig Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg war ich nämlich geboren worden, und das war mir mit siebzehn Jahren, wo die Welt so überscharf und gleichzeitig verschwommen vor einem steht, noch immer wie ein mächtiges, in seiner puren Größe unüberschaubares Zeittrumm vorgekommen. Diese schwarzweißen Fotos, diese irrationalen Schützengräben, diese Monstrositäten, diese Vernichtungsmaschinerie – man musste es sich vergegenwärtigen,

konstruieren, von den Büchern und Filmen erzählen lassen, denn es war so weit weg.

Je älter man wird, desto mehr schrumpfen diese Unübersehbarkeiten. In Wahrheit war es gar nicht weit weg. Erst mit gelebtem Leben werden die historischen Gesteinsformationen lebendig, werden verfügbarer, rücken näher und brechen auf. Nun, mit dreiundvierzig Jahren, ist mir klar, wie nah das alles war – und ist. Das Wort „unübersehbar“ übrigens ist diametral doppeldeutig: Etwas, das so geartet ist, dass man es sehen muss, ist unübersehbar. Und unübersehbar ist etwas, das so groß und unübersichtlich ist, dass man es nicht mehr überblicken kann. Diese gegensätzliche Ambivalenz des Wortes „unübersehbar“ passt für diese Zusammenhänge genau: So eigenartig, unübersichtlich und unförmig groß ist die Zeit, dass sie nicht zu übersehen ist, aber auch nicht zu überblicken – ein riesiger Wald vor lauter Bäumen.

Vor zwölf Jahren stand ich hier in Bergen vor der Nikolauskapelle, wie ich in meiner Antrittsrede erzählte, 2006 war das, ich weiß es fast wie heute, es ist gar nicht so lange her. Zwölf Jahre aber, und das will der Abiturient in mir noch immer kaum glauben, und verzeihen Sie bitte diesen schroffen Übergang – zwölf Jahre dauerte auch die nationalsozialistische Herrschaft in Deutschland mit den bekannten Folgen. Zwölf Jahre – nicht weniger, aber vor allem nicht mehr. Geschichte kann schnell gehen, wird mir immer wieder bewusst, zumal, da ich gerade für ein Theaterstück die Kurz- und Teilrevolutionen der Münchner Räterepublik und des Spartakusaufstands 1918/1919 studiere. Da kamen und gingen die Systeme im Wochentakt.

Zwölf Jahre, dreißig Jahre, Wochen, Monate, Minuten. Das eine ist, die Zeit und die Geschichte intellektuell und als historischen, exemplarischen Stoff zu durchdringen; das andere ist es aber, wirklich zu verstehen durch bloße Erfahrung, durch bloßes Leben, wie schnell Geschichte und Zeit voranschreiten, wie nah Vergangenheit und Zukunft an unserer Gegenwart hier liegen. Das wurde mir im Stadtschreiberhaus noch einmal, diesmal ganz sinnlich, bewusst.

Mehr will ich heute gar nicht sagen. Nicht nur der Blick in den Spiegel, nein, auch der Blick auf die eigene Zeit wurde skeptischer. Denn die Unübersehbarkeiten sind immer da, gerade jetzt wieder, Krise folgt auf Hysterie folgt auf Krise, dann plötzlich,

neulich in Chemnitz, eine echte Hetzjagd – man kann es nicht übersehen, aber leider auch nicht überblicken.

Dies jetzt *ist* unsere Zeit, in der wir leben, ganz unpathetisch ist das gesagt; und wir sollten sie als solche annehmen und wissen, dass wir sie gestalten. Wir sollten alert sein, weil sie sich unerwartet schnell drehen und wenden kann. Wir sollten ihr Tempo und ihre Plötzlichkeit stets im Blick haben.

Und nun ist es, auch das ist normal, Zeit für mich zu gehen. Sehr geehrte Damen und Herren, ich danke Ihnen für das Jahr, das ich in Ihrer Stadt verbringen durfte.